

FEUSTEL : **DIE KUNST DES VERSCHIEBENS**

ROBERT FEUSTEL

DIE KUNST DES VERSCHIEBENS

Dekonstruktion für Einsteiger

WILHELM FINK: ESSAYS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2015 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG,
Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Martin Mellen und Peter Zickermann, Bielefeld
Umschlagillustration: Peter Zickermann, Bielefeld
Satz: Martin Mellen, Bielefeld
Lektorat: Nancy Grochol (www.lektorat-argwohn.de)

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5857-5

Inhalt

Einleitung	7
1 »There is no spoon«: Konstruktion und Genealogie	17
2 Dekonstruktion I: Différance, Schrift und Spur	45
3 Dekonstruktion II: Die Kunst des Verschiebens	65
4 Das Politische der Dekonstruktion	83
Schluss	103
Anmerkungen	105
Literatur	117

Einleitung

Dekonstruktion ist hip. Peter Zima schreibt bereits Anfang der 1990er Jahre, sie sei eine »kommerzialiserte Modeerscheinung«, die als »ideologisiertes Reizwort« dazu veranlasse, dafür oder dagegen zu sein.¹ Etwa zwei Jahrzehnte später hat ihr philosophischer Stachel vielleicht etwas an Schärfe eingebüßt, prominent ist der Begriff gleichwohl immer noch. Kaum ein Gespräch unter Studierenden (der entsprechenden Fakultäten), Linksintellektuellen oder Bildungsbürgern kommt ohne den Moment aus, in dem etwas dekonstruiert wird.*

Das Spektrum möglicher Dinge, Gegenstände oder Verhaltensweisen, die dem dekonstruktiven Blick zum Opfer fallen, ist breit: Geschlecht, Nation, Familie, Beziehung, Sex, Geld, Konsum, Kunst, Architektur, Geschmack, Geschichte usw. Vor allem jedoch ist es das Subjekt selbst, das – seiner Handlungsautonomie beraubt – zu dekonstruieren sei, wenn es dies nicht mithilfe einer zeitgenössischen Brise Selbstironie allein bewerkstelligt. Der Jargon des Dekonstruierens treibt immer neue Blüten. Regelmäßig stolpere ich über bizarre Beispiele: »Dekonstruktion: Branchen in Bewegung – das Ende des klassischen Industriewettbewerbs« titelt ein Online-Wirtschaftsmagazin und argumentiert: »Im Verlauf von zwei Jahrzehnten entwickelten sich die Tankstellen von reinen Benzinverkaufsstellen mehr und mehr zu Supermärkten. Was mit Mitnahmeartikeln und Ersatzteilen begann, wurde nach und nach zum rentablen Geschäft für Pächter und Konzerne.«²

* Egal welche Form gewählt wurde, es sind immer alle Geschlechter gemeint.

Ein neuer Tonträger der Band *The White Stripes* wird bei Spiegel-Online mit den Worten kommentiert: »Blues und Country haben die White Stripes bereits hinreichend dekonstruiert, nun scheint die Reise in die Siebziger zu gehen, in die Ära der Rock-Dinosaurier Led Zeppelin und pompöser Bluesrocker wie Bad Company.«³ Den Vogel schießt schließlich Yassin Musharbash wiederum im Spiegel ab. In seiner Besprechung einer ZDF-Dokumentation zu Osama Bin Laden aus dem Jahr 2010 verweist er auf das kritische Potential des Films und schreibt: »Die Theorie, dass Bin Laden wegen eines Nierenleidens in zwei Krankenhäusern in Rawalpindi und Dubai gewesen sei, wird von den Autoren sauber dekonstruiert.«⁴ Eine Liste möglicher Beispiel, was alles bereits dekonstruiert wurde oder noch entsprechend verarbeitet werden muss, wäre furchtbar lang. Über 65 Millionen Treffer bei Google.com zum Stichwort »deconstruction« sind für eine philosophische Perspektive, Praxis oder Methode schon erstaunlich. Was allerdings in Bezug auf Tankstellen, deren Angebot sich über die Jahre verändert, die Musik der *White Stripes* und Bin Ladens Nieren »dekonstruiert« meint, was also den Unterschied zwischen Vorher und Nachher markiert, bleibt schleierhaft. Es scheint, als sei »dekonstruiert« eine flippige Vokabel, die schon irgendetwas bedeuten mag und auf jeden Fall im vermeintlich postmodernen Zeitgeist Eindruck macht.

Dieser Zeitgeist scheint zugleich von allen guten Geistern verlassen, haben sich doch, so ist immer wieder zu hören, nicht zuletzt durch Einsatz der theoretischen Waffe Dekonstruktion alle Gegensätze aufgelöst. Vor einer Weile unterhielt ich mich mit einem ehemaligen Studienkollegen, der mittlerweile eine Unternehmensberatung führt. Deren Aushängeschild ist »Nicht-Expertise«. Sie treten mit dem Portfolio an Unternehmen heran, nicht zu wissen, was dem Laden gut tun, ihn verbessern und die Rendite steigern könnte. Stattdessen bauen die *consultants* ein Setting, das die Angestellten selbst dazu bringen soll,⁵ »kreativ«, »innovativ« und nach vorn zu denken, um das Unternehmen aus dem alten Trott zu bringen. Nicht-Expertise mutiert zum Expertenwissen. So mutig das Vorhaben ist, so bizarr erscheint es auch. Die Gegensätze sind aufgelöst oder

zumindest ausgehebelt, und häufig wird dafür die Postmoderne (was auch immer das sein mag) zur Verantwortung gezogen. Nichts ist mehr konsistent, und nichts sagt mehr das aus, was es meinen will. Etikettenschwindel allenthalben: Bioäpfel aus Neuseeland, Ökostrom von Vatenfall, umweltfreundliche Energiesparlampen mit Quecksilber und Experten, die keine Ahnung haben (wollen). Die fundamentale Ablösung des Zeichens von seinem Gegenstand ist zu beobachten, die Referenzlosigkeit der Bilder.⁶ Am Schluss wird alles mit Dekonstruktion gewürzt, die (neben einigen anderen theoretischen Entwürfen) vermeintlich dafür verantwortlich ist, dass die Zeichen nur noch mit ihresgleichen kommunizieren und deshalb nichts mehr bedeuten. Ein »postmodern-dialektischer brain fuck« (Hagen Rether) sei zu beobachten, mit Dekonstruktion als Motor. Diese Entwicklungen mögen Panik oder Lachen auslösen, man mag sie politisieren oder verdrängen. Philosophische Theorien oder erkenntnistheoretische Einwürfe für gesellschaftliche Schief lagen zu verhaften, bleibt ein Irrtum. Mit Dekonstruktion, wie sie Jacques Derrida vor einiger Zeit auf das philosophische und politische Spielfeld warf, hat die Aushöhlung der Gegensätze, die Entpolitisierung bzw. die »gescheiterte Moderne« wenig zu tun, auch wenn sie im Reigen mit anderen »postmodernen« Begriffen (und letztlich zum Jargon verkommen) oft zur Rechenschaft gezogen wird.

In den Gemäuern altehrwürdiger Universitäten ist die Tonlage etwas anders. Wenn Dekonstruktion im Semesterplan philosophischer, kultur-, politik- oder literaturwissenschaftlicher Institute steht, werden sich neben dem Erfinder Derrida unweigerlich auch Martin Heidegger, Paul de Man, Friedrich Nietzsche und viele andere einem Verständnis dekonstruktiven Denkens im produktiven Sinn in den Weg stellen. Sicher ist jedenfalls, dass das entsprechende Verfahren eine unheimliche Komplexität und Vielfalt aufweist und schon so manchen Interessierten dazu veranlasste, die Suche nach Klarheit entnervt aufzugeben. Die Mischung aus Diskurs, Poststrukturalismus, Kontingenz, Sprechakt, Signifikation, dem Realen, dem Noumenalen, *écriture* und *parole*, Dissemination oder *différance* und Iterabilität usw. produziert (nicht zu Unrecht) das Bild eines schwer zu

10 meisternden Dickichts, was Jonathan Culler beispielsweise zur These veranlasste, in der universitären Lehre habe die Dekonstruktion nicht viel zu suchen, weil Studierende damit meist überfordert seien.⁷ Mitunter läuft die Sache jedoch auch hier etwas aus dem Ruder. Weniger weil die Protagonisten bzw. philosophischen Autoritäten nicht wüssten, was sie meinen, wenn sie von Dekonstruktion sprechen. Wohl aber, weil sie befangen oder benommen von der Komplexität philosophischer Gebäude und des eigenen Denkens selbst nicht mehr klar formulieren – wohlgerne mitunter. Zimas überaus lesenswerte Einführung etwa zeigt an, welche Voraussetzungen erfüllt sein sollten, will Dekonstruktion verstanden werden. Gleich zu Beginn heißt es: »In Derridas Augen erscheint vor allem Hegels Totalitätsdenken und Saussures linguistisches System als Inkarnation einer mit dem Herrschaftsprinzip verquickten metaphysischen Begriffsbildung.«⁸ Schlechte Nachrichten für all jene, die noch nicht innig mit Hegel und Saussure vertraut sind ...

Der Anlass dieser kleinen Schrift ist also ein doppelter: *Einerseits* gehört Dekonstruktion zum Tagesgeschäft (zumindest in Form des Verbs *dekonstruieren*) und zum guten Ton jener Debatten, die auf der Höhe der Zeit sein wollen, ohne dass Begriff und Sache sonderlich gut konturiert wären. Und wenn (auch und gerade linke) politische Debatten nach Gründen suchen, warum keine andere Welt möglich scheint, werden nicht selten Postmoderne und Dekonstruktion in die Pflicht genommen, weil sie die Frage dessen, *was ist*, ausgehöhlt, Subjektivität und Ich zur opaken Leerstelle umgedeutet und letztlich die Zeichen vom Gegenstand entkoppelt hätten. *Andererseits* scheint für viele Dekonstruktion ein Buch mit sieben Siegeln: In Bezug auf Tankstellen, die mit einem neuen Geschäftsmodell aufwarten, meint Dekonstruktion wahrscheinlich nicht viel mehr als Veränderung; und die ZDF-Dokumentation zu Bin Laden weist offenbar nach, dass die Legende von dessen Krankenhausaufenthalt falsch ist. Eine Veränderung anzeigen und eine Geschichte als falsch überführen, hat noch nichts mit Dekonstruktion zu tun. Im Fall der *White Stripes* ist die Sache etwas komplexer. Hier scheint der Rezensent mit der Verwendung

des Begriffs darauf anzuspielen, dass die Band musikalische Elemente älteren Datums aufnimmt und neu verarbeitet. Damit kommt er der komplizierten Operation des Dekonstruierens vielleicht schon näher, eine sichtbare Notwendigkeit für den Begriff gibt es dennoch ebenso wenig wie Umrisse einer musikalischen Dekonstruktion deutlich werden.

Wie Susanne Lüdemann in ihrer Einführung in Derridas Philosophie (immerhin der Erfinder des Ganzen oder zumindest jener, der bereits vorhandene philosophische Argumente auf den Begriff gebracht hat) präzise herausstellt, gibt es viele Zugänge zu Autor und Werk, und jede Darstellung wird eine »bestimmte unter anderen möglichen gewesen sein«.⁹ Sinn und Zweck ist es also nicht, endlich und ein für alle Mal Dekonstruktion zu erklären, was gänzlich unmöglich ist. Vielmehr wäre viel gewonnen, wenn einige Grundzüge dekonstruktiven Denkens, wie es seit Derrida die Runde macht, hervorgehoben und von der uferlosen und gleichzeitig vagen Popularisierung oder Dämonisierung abgegrenzt werden können. Dies würde einerseits dabei helfen, die Allerweltsvokabel etwas genauer zu fassen und zu erkennen, wann es angezeigt ist, dem Pop der Dekonstruktion auszuweichen und von Veränderung, Kritik oder Verneinung zu sprechen. Andererseits ist die Komplexität dekonstruktiven Denkens ebenso verführerisch wie seine verschlungenen Spuren in der Philosophiegeschichte. Jede Vereinfachung bzw. Reduktion ignoriert, übersieht oder missachtet die vielen Stimmen und gleicht einem zum Scheitern verurteilten Versuch.

Eine Möglichkeit, in Derridas Dekonstruktion einzusteigen, besteht darin, seine philosophischen Gesprächspartner zu Wort kommen zu lassen, mit deren indirekter Hilfe er seine Argumentation entwickelt; das Erbe, an das Derrida und zugleich die Dekonstruktion gebunden und dem er – unfreiwillig gewissermaßen – verpflichtet ist. Dies würde einen fruchtbaren Dialog nachzeichnen und verdeutlichen, in welchem schwierigen Setting das Modewort Dekonstruktion das Licht der Welt erblickte. Der Nachteil ist freilich, dass sich eine allenfalls grob nachvollziehbare Referenzkette eröffnen würde, die eigentlich eines ganzen Philosophiestudiums bedarf. Nicht ohne Grund schlägt

Derrida den Bogen zu den Anfängen westlicher Philosophie, ins alte Griechenland. Nicht nur die zeitgenössische Verwendung des Begriffs mäandriert also in alle Winkel der Popkultur. Auch das philosophische Projekt selbst ist von überbordender Komplexität gezeichnet. So wäre es etwa möglich, den »Gegenstand« Dekonstruktion nach seinem Verhältnis zur Psychoanalyse, zur Literatur oder zur Architektur zu befragen oder ähnliche Vorläufer auszugraben. Es gäbe viele Anknüpfungspunkte.

Orientierung gibt das Wort selbst. Eine dekonstruktive Lektüre setzt zunächst ein klares Bild von *Konstruktion* (und Konstruktivismus) voraus – jenseits falscher zeitgenössischer Plattitüden eines umstandslosen Individualismus und einer mindestens unbefriedigenden Beliebigkeit. Ein Weg, mit Konstruktionen aller Art umzugehen, ist selbige zunächst (historisch) zu *rekonstruieren*, die Erfindungsleistung des Menschen zu betonen und herauszuschälen, dass kaum etwas so »natürlich« ist, wie landläufig angenommen (1). Es lässt sich etwa zeigen, dass die zwei menschlichen Geschlechter nicht immer einfach da waren und die aktuelle Bedeutung hatten. Das, was sie heute sind, ist Folge einer Erfindungsleistung des Menschen, der den »nichtsprachlichen Dingen ihre Bedeutung« verleiht.¹⁰ Derrida wird dies »Spur« nennen. Oder aus der anderen Richtung: »Wenn die Worte dazu dienen, die Dinge in Unordnung zu bringen, dann weil die Schlacht um die Worte untrennbar von der Schlacht um die Dinge ist.«¹¹ Dieser historische und historisierende Blick, der mit dem Namen Michel Foucault und seiner »Genealogie« in Verbindung steht, verschweift verschiedene Texte zu umfänglicheren Diskursen¹² und nutzt diese, um Brüche hervorzuheben. Derrida beschreitet in gewisser Weise – mit etwas mehr philosophischer Attitüde – den umgekehrten Weg und dezentriert einzelne Texte. Das heißt, er verweist auf ihre irreduzible Vieldeutigkeit und stemmt sich damit gegen die klassische Lektüre, Texte und ihre Autoren mögen etwas Eigentliches, eine eigentliche Intention, einen wahren Kern, eine vielleicht unbewusste Absicht haben, die es freizulegen gelte. Dekonstruktion ist also zunächst eine Kunst, Texte als instabile Konstrukte und damit neu und anders zu lesen. Es ist ein Lektüreverfahren, das – und hier finden Genealogie und